

Mescheder Zeitung

Ämliches Kreisblatt für den Kreis Meschede.

Erscheint wöchentlich dreimal, Montag, Mittwoch und Freitag
nachmittag; Bezugspreis frei ins Haus vierteljährlich 12,— Mk.,
monatlich 4,— Mk.

Postzeitungsliste Nr. 4752. Fernsprecher Nr. 62.
Postcheckkonto C 61 n 33641.



Anzeigenpreis: 1 mm Höhe in der 45 mm breiten Anzeigen-
spalte 50 Pf., in den 95 mm breiten Reklamespalten 1,50 Mk.; Anzeigen
mit Auskunft 1 Mk. mehr. Anzeigenannahme bis morgens 9 Uhr
am Tage der Ausgabe.

Druck und Verlag von A. Hermann Inh. Fr. Drees in Meschede.

Für die Redaktion verantwortlich: Franz Drees in Meschede.

Nr. 4.

Montag, den 9. Januar 1922.

82. Jahrgang.

Politische Uebersicht.

Berlin, den 9. Januar 1922

Cannes.

Am heiligen Dreikönigstage haben sich die Mitglieder des
Obersten Rates, d. h. die Kabinettschefs Englands, Frankreichs
und Italiens, sowie die Vertreter Amerikas und Japans in dem
schönen Rivieraort Cannes an der Konferenztagung ge-
eignet, um herauszufinden, wie die im Mai 1921 in London bil-
dierte Reparationskommission weniger für die Siegerstaaten
fortgeführt werden könnte. Es steht fest, daß die deutsche Note
vom 14. Dezember, mit welcher die Reichsregierung Deutschlands
Zahlungsunfähigkeit erklärte und ein Moratorium erbat, nicht
genügt hätte, um die alliierten und assoziierten Hauptmächte
verhandlungsbereit zu machen. Die Einberufung der Konferenz
zu Cannes erfolgte nicht in der Einsicht, daß Deutschland ge-
hoffen werden müsse, sondern aus der eigenen Not und Sorge
der Einberufung heraus.

Die Konferenz zu Cannes ist die fünfte Tagung des
Obersten Rates innerhalb von zwölf Monaten. Vor fast einem
Jahr (in der vierten Januarwoche 1921) wurden auf einer
Pariser Tagung des Obersten Rates die sogenannten „Reparations-
Vorschläge“ gemacht, durch welche die schwierige Frage zum
ersten Mal praktisch formuliert wurde. In den ersten März-
tagen fand dann in London unter Teilnahme des ehemaligen
deutschen Außenministers Dr. Simons eine abermalige Sitzung
des Obersten Rates statt, die mit dem bekannten Mißerfolg und
mit der Verhängung der „Sanktionen“ endete. Anfang Mai
versammelte sich der Oberste Rat zum dritten Mal, und zwar
wieder in London, und erließ das Reparations-Ultimatum, das
der deutsche Reichstag in der Nacht vom 10. zum 11. Mai
annahm. Seitdem ist die Reparationsfrage im Obersten Rat
nicht mehr behandelt worden. Die vierte von den oben er-
wähnten fünf Konferenzen des Obersten Rates fand in der
zweiten Augustwoche 1921 in Paris statt und beschäftigte sich
mit der Lösung der obersten politischen Frage.

Die Konferenz zu Cannes ist sorgfältiger vorbereitet worden
als die früheren Zusammenkünfte des Obersten Rates. Obwohl
Lloyd George und Briand in der Weihnachtswochen in London
mehrere Tage konferiert und dann am 26. Dezember bei der
Durchreise Lloyd Georges durch Paris sich abermals ausge-
sprochen hatten, ist Briand zwei Tage vor Beginn der Be-
sprechungen nach Cannes gekommen, um nochmals mit seinem
britischen Kollegen zu verhandeln. Auch die italienische und
japanische Delegation waren einige Tage vorher zur Stelle. Da
liegt der Schluss nahe, daß die Meinungen der Verbandsmächte

über die in Cannes zu lösenden Fragen so weit auseinander-
gehen, daß eine vorherige Verständigung zwecks Annäherung
der gegenseitigen Standpunkte unerlässlich ist. Man spricht von
einer weitgehenden Solidarität Frankreichs, Italiens und Bel-
giens. Belgien hat zwar keinen Sitz im Obersten Rat, wird
aber zu den Besprechungen zugelassen, weil Belgien ein Haupt-
interessent in der Reparationsfrage ist. Die Konferenz zu Cannes
gleicht in ihrer Zusammenfassung und in ihrer Aufmachung
aller sehr den früheren Konferenzen des Obersten Rates, als
daß man vom deutschen Standpunkt aus besondere Erwartungen
hegen dürfte. Briand — der es ja wissen muß — hat wieder-
holt erklärt, daß Frankreich im laufenden Jahr keine Opfer
zugemutet werden würden. Ohne ein weitgehendes Entgegen-
kommen aller unserer Gläubiger besteht aber für das deutsche
Reich keine Aussicht, das Jahr 1922 finanziell und wirtschaftlich zu
überleben. So versteht es sich, eine Reparations- und Sanie-
rungspolitik auf kurze Sicht zu treiben, so wenig würde uns
ein Rettungsplan nützen, der erst 1923 in Angriff genommen
werden soll. Deutschland steht unmittelbar vor einer Produktions-
und Absatzkrise und vor einer Verschärfung der Ernährungsfrage.
Wir können den in Cannes versammelten Weltmächten nicht
nachdrücklich genug zu verstehen geben, daß in diesen Januar-
tagen nicht nur für uns, sondern auch für die Sieger und Neu-
tralen im Weltkriege folgenschwere Entscheidungen fallen.

„Kritische Tage für die Entente“.

WTB. London, 7. Jan. In einem „Kritische Tage
für die Entente“ überschriebenen Artikel sagt das bekannte
englische Regierungsorgan „Daily Chronicle“:

Das Band der Entente würde einem neuen Mißerfolg
kaum standhalten können. Aus der augenblicklichen Konferenz
müsse etwas Besseres hervorgehen, wenn sie nicht in sehr ernstem
Sinne die letzte ihrer Art werden sollte. Die Ereignisse in
Washington hätten den Engländern in schmerzlicher Weise die
Kluft vor Augen geführt, die zwischen dem französischen Mil-
itarismus und den Idealen der englisch sprechenden Welt bestünde.
Großbritannien trete für ein friedliches Europa, für Verständigung,
für Abrüstung und für wirtschaftlichen Wiederaufbau unter Teil-
nahme jeder Nation ein. Die entgegengelegte Politik: 60 Mil-
lionen Deutscher in chronischer Armut und Sklaverei zu halten,
Reparationsgelder für Weltkriege auszugeben und eine russische
Revolution von 100 Millionen Menschen zu boykottieren, sei
mit der englischen Politik völlig unvereinbar. England könne
die Sicherheit der französischen Grenzen nicht garantieren, wenn
Frankreich eine aggressive Ziele verfolgende Politik in ganz
Europa und im nahen Osten fortsetze. England werde keine
finanziellen Opfer bringen, wenn Frankreich den Betrag für die
Vermehrung seiner Heere von schwarzen Truppen und seiner
U-Bootsflotte verwerde.

Die englischen Vorschläge.

II. Aber die Vorschläge Lloyd Georges, die er Briand
gemacht hat, erzählt der Berl. Lokal-Anzeiger: England will auf
seinen Anteil an den deutschen Wiederaufbauzahlungen für
das Jahr 1922, die sich auf 500 Millionen Goldmark belaufen
würden, bis auf einen Betrag von 60—70 Millionen Mark
verzichten. Stattdessen soll angehalten werden, seinerseits auf seinen
Anteil von 180 Millionen Mark zu verzichten. Belgien wird
erlaubt, sein Prioritätsrecht von 700 Millionen Mark auf 1923
zu verschieben. Lloyd George soll jedoch von Frankreich, das
er ebenfalls aufgefordert hat, auch seinerseits auf einen Teil zu
verzichten, keine zusage Antwort erhalten haben. Um
Frankreich den Vorschlägen Lloyd Georges geneigter zu machen,
soll England bereits folgenden Zwangsmassnahmen gegen
Deutschland zugestimmt haben:

1. Einführung einer Finanzkontrolle über die deutsche
Reichsbank,
2. Erhöhung der deutschen Eisenbahn-, Telefon- und
Telegraphengebühren,
3. Einführung einer deutschen Kohlensteuer. Die Ertrags-
nisse sollen zu Wiederaufbauzwecken verwandt werden,
4. Einschränkung des Banknotenumlaufes,
5. Verbot der Ausfuhr deutschen Geldes in das Ausland,
Heranziehung der Devisen, die den deutschen Staatsangehörigen
gehören.

Alle diese Massnahmen sollen unter alliierter Kontrolle
ausgeführt werden. Wie verlautet, haben die Italiener ein-
seitig diesen Vorschlägen nicht zugestimmt. Die Japaner wünschen
in erster Linie, daß die Währungsfrage konferenz einberufen und
daß auf dieser auch das russische Problem behandelt wird.

Zahlungsausschub für Deutschland bewilligt.

Cannes, 7. Jan. (Reuter.) Die Konferenz beschloß,
Deutschland unter noch festzusetzenden Bedingungen für einen
Teil seiner Zahlungen Aufschub zu gewähren.

Eine deutsche Note an die Reparationskommission.

Wie wir erfahren, hat die deutsche Reparationskommission
am 4. Januar abends der Reparationskommission eine Note
überreicht. Darin wird die Übermittlung von Material zu den
von der Reparationskommission in der Note vom 2. Dezember
vorigen Jahres aufgeworfenen Fragen angekündigt. Im übrigen
wird der Annahme Ausdruck gegeben, daß mit Rücksicht auf
den Zusammenhang der in der Note der Reparationskommission
vom 16. Dezember v. J. gestellten Fragen mit den den Gegen-
stand der Besprechungen des Obersten Rates bildenden Ange-
legenheiten die deutsche Regierung auf keinen Widerstand rechnen
werde, wenn sie sich im gegenwärtigen Augenblick weiterer
Überlegungen zu diesen Angelegenheiten enthalte.

Die zweite Frau.

Roman von Anna Seyffert-Klinger.

(Nachdruck verboten.)

35]

Er sah ihr in strahlender Freude zu. „Es ist ein Genuß,
Sie essen zu sehen, Kind, ich bekomme selber noch einmal
Appetit und möchte die Mokkatorne probieren, aber nur ein
schmales Streifen, bitte, mit ganz wenig Sahne, mein
Magen ist nämlich ein Tyrann, dem ich mich beugen muß.“

Später gingen sie in das Musikzimmer, und aus ihrem
bangen Herzen heraus, das sich noch immer nach dem toten
Bater sehnte, sang Irmgard Schuberts „Wanderer“ mit ihrer
tiefen, glückseligen Stimme, bemüht, ihr Bestes zu geben.

Ergreifend sehnlichvoll klang die bange Frage von
ihren frischen Lippen: „Wo bist du, wo bist du, mein ge-
liebtes Land?“ und zuletzt das schwermütige: „Dort, wo du
nicht bist — da ist das Glück.“

Der Baron stand an einem der Fenster und lauschte.
Hier innen dümmerte es schon, aber draußen leuchtete ein
klarer Himmel, und wie Frühlingszähnen ging es durch die
Welt.

Doch Monate mußten noch vergehen, ehe durch Sturmes-
tosen die Natur sich zum Siege, zur Auferstehung hindurch-
rang. Und bis dahin klopfte der Tod noch an so manches
Herz, das jetzt hoffte und auf das Glück vertraute — „an
so manches Herz.“

„Sie bringen das Lied so meisterhaft, Irmgard, daß ich
soeben das bestimteste Empfinden hatte, es sei mein Schicksal.
Aber kommen Sie, ich mag heute keine Musik mehr hören.“
Im Wohnzimmer brannte die Gasröhre, und am Kamin
war ein lauschiger Platz. Irmgard legte ein paar Holz-
scheite auf, ihr Gesicht war von einer geisthaften Blässe
überzogen.

Der Baron sah ihr sinnend zu. „Irmgard,“ sagte er
plötzlich, „sind Sie fest überzeugt, daß ich es gut mit Ihnen
meine und nur Ihr Bestes will?“

„Vollkommen, Herr Baron, unbedingt!“ Das junge
Mädchen erhob sich und reichte ihm beide Hände. „Oft
wünsche ich, Ihnen ein Opfer bringen zu können, ein großes,
schweres Opfer, nur, damit Sie ermessen könnten, wie innig
dankbar ich Ihnen bin.“

„Sprechen Sie nicht so vermessene, Kind, ich glaube viel-
mehr, daß ich in Ihrer Schuld bin, aber darüber wollen
wir nicht streiten. Ich sage Ihnen vorhin schon, daß es
mein heißer Wunsch ist, Sie an mein Haus zu fesseln. Sie
erschrecken? O, mein liebes Kind, können Sie wirklich
glauben, daß ich instande wäre, mein Alter zu vergessen?
Nur Freundschaft bietet ich Ihnen, väterliche Fürsorge. Damit
Sie aber teilnehmen können an meinem Reichtum, meinem
Leben, müssen Sie vor der Welt das Recht haben, Geschenke
von mir anzunehmen, müssen Sie meine Gattin werden.“

Wollen Sie das? Ich erwarte nichts anderes, als daß Sie
den Sonnenschein in mein Haus bringen. In unseren persön-
lichen Beziehungen soll sich nichts ändern. Sie sind und
bleiben meine liebe, junge Freundin, meine Tochter, welche mit
mir auf Reisen geht und mein einsames Dasein durch ihre
Jugend verjüngt.“

„Ihr Vorschlag überrascht mich, mein Freund, aber ich
glaube wohl, daß ich Ihnen nicht so ohne weiteres eine Ant-
wort geben darf,“ sagte Irmgard sinnend, „gewahren Sie
mir, bitte, eine Bedenkzeit. Freundschaft und kindliche Dank-
barkeit hege ich in reichem Maße für Sie, auch nehme ich mich
nicht an, es offen gestehen, aus den engen, kleinen Verhältnissen
heraus, und doch ist es mir, als begehe ich an uns beiden ein
Unrecht, wenn ich Ihr großmütiges Anerbieten annehme.“

„Lassen Sie, bitte, das Wort „Großmüt“ aus dem Spiel,
teure Irmgard,“ bat der Baron, „die Gebende sind Sie, und
ich würde überglücklich sein im Besitze eines so köstlichen
Kleinsods, aber trotzdem will ich Sie nicht zu überreden suchen,
sondern mich beschreiben. Gestatten Sie, daß ich Tante Beate
von meinem Verlangen nach Mitteilung mache?“

„O, gewiß, Herr Baron, vielleicht vertraue ich ihr heute
selbst noch an, in welchem Dilemma ich mich befinde. Ich gebe
sehr viel auf den Rat der Tante.“ Sie reichte ihm zum Ab-
schied die kleine, schmale Hand. „Sie werden mir auch dann
nicht zürnen, wenn ich Ihnen eine Enttäuschung bereite?“

„Wie könnte ich! Seien Sie unbeforgt!“

Der Baron gestattete nicht, daß Irmgard den kurzen Weg
zu Fuß zurücklegte.

In die schwelenden Polster der Equipage gelehnt, legte
sie sich zum ersten Male mit vollem Ernst die Frage vor, ob
es ihr Befriedigung gewähren könne, ihre Freiheit zu opfern,
nur, um den Schatten, welche die Armut über ihr Leben
warf, zu entziehen.

Sie durfte sich da keinen Illusionen hingeben. Für ein
junges Mädchen in ihrem Stande, welches dem praktischen
Leben ganz unerfahren gegenübersteht, ist es fast eine Un-
möglichkeit, den täglichen Unterhalt selbst zu verdienen.

Und dauernd von Tante Beates Güte abhängig zu bleiben,
das widerstrebe ihrem natürlichen Stolz. Wenn sie nur mit
einer weiterverehrten Frau hätte Rücksprache nehmen können,
es verlangte sie danach, sich in irgendeinem Fache praktisch aus-
zubilden.

Als sie aus dem Wagen stieg, hatte sie die Werbung des
Barons fast vergessen, aber ein sanfter Glanz, der dem Ver-
trauen auf die eigene Kraft entsprang, lag auf ihrem Gesicht.

Julie stand am Fenster, in Gedanken mit Irmgard be-
schäftigt. Auf welche Weise mochte Irmgard in die ver-
schlossenen und verriegelten Räume eingedrungen sein, die nur
sie als Tochter des früheren Besitzers kannte? Denn
daß Irmgard in dem Arbeitszimmer ihres verstorbenen Vaters
gewesen war, unterlag ja keinem Zweifel; der Lichtschein war
bis auf die Straße hinausgedrungen.

Als sie ihre Stieftochter jetzt gewahrte, trat sie schnell
vom Fenster zurück; sie würde es doch noch in Erfahrung

bringen, was sie wissen wollte, und dann verlag sie eine neue
Waffe gegen das junge Mädchen.

Als Irmgard die Wohnstube betrat, bot sich ihr ein über-
aus freundliches Bild. Edith saß vor dem Teetisch und ihr
gegenüber Tr. von Saffen, welcher ganz unerwartet auf
Besuch gekommen war.

Die jungen Leute unterhielten sich vortrefflich, Ediths Auge
ruhte mit herzlichem Wohlgefallen auf Ediths feinen Zügen;
sie führten ein hochgebildetes Gespräch, und Edith Howald
sagte soeben, daß sie über alles gern Medizin studiert haben
würde; schon das Studium der Pflanzenkunde, mit der sie
sich in Mußestunden eifrig beschäftigte, sei so überaus inter-
essant, Chirurgie aber könne dermaßen fesseln, daß sie darüber
den Schlaf vergesse.

Ob sie beim Anblick einer Wunde nicht ohnmächtig werde,
fragte Edith lächelnd, ein wenig ungläubig.

„Eine offene Wunde ist für mich ungefähr, was für den
Geographen die Landkarte,“ erklärte Edith feurig, „am liebsten
fühle ich stundenlang mit der Pinzette darin herum. Die durch-
schnittenen Arterien und Adern geben ein so glänzendes
Zeugnis von der großartigsten Schöpfung Gottes, von dem
Menschen.“

Edith hörte ihr erstaunt, begeistert zu und sprach dann
weiter über seinen Beruf in sachlicher und doch für die Laien
verständlicher Form.

Was ging vor in Irmgard, daß ihr plötzlich so seltsam
weh und trübselig wurde? War sie auch schon neidisch und
mißgönnte anderen ein solches Glück, wo sie nur ein kurzes
Ja auszusprechen brauchte, um sich Rang und Reichtum zu
sichern?

Sie war noch nicht gefehen worden, und ohne jemand zu
begrüßen, eilte sie in ihr dunkles, kaltes Stübchen und weinte
bitterlich.

„Kind, wo stehst du nur? Warum sitzt du hier im
Dunkel?“ Tante Beate spähte nach ihrem Liebling aus.
„Minna sagte mir, daß du gekommen bist. Ist dir etwas
Unangenehmes begegnet, Irmi?“

„Nein, liebe Tante. Der Baron hat mir seine Hand ge-
boten.“

„Der Tausend — nun sieh mal einer, das ist ja noch
besser, als hättest du das große Los gewonnen!“

„Ist das dein Ernst, Tante Beate?“

„Nun höre, welche Frage! Wie ist denn das gekommen,
ergähle doch!“

Irmgard berichtete ausführlich. „Ich habe mir Bedenkzeit
erbeten,“ schloß sie, „aber ich hätte gleich ablehnen sollen,
denn es kann doch nichts daraus werden.“

„Und warum nicht?“ erfuhr die Komtesse, „das über-
legst du dir noch, Kind, unter der Obhut des Barons bist du
wohlgeborgen, und welche eine Perspektive öffnet sich dir als
Baronin-Liebenau. Ich hatte bereits Furcht um deine Zu-
kunft. Was wolltest du verwöhntes Bräutchen wohl be-
ginnen! Und wenn du den allerbesten Willen hättest, so
würde eine Hausfrau dich weder als Gesellschafterin, noch als

Unsere Kassen. Das „Mittler-Abendblatt“ meldet: Ueber den Reichshaushalt für 1922 werden folgende Zahlen bekannt, die blickartig Deutschlands Lage erkennen lassen: Der ordentliche Haushalt der allgemeinen Reichsverwaltung hat an Einnahmen 103 Milliarden und an Ausgaben 85 Milliarden, also einen Ueberschuß von 18 Milliarden. Die Betriebsverwaltungen ergeben einen Fehlbetrag von 11 Milliarden, die Kriegskredite erfordern 197 Milliarden, also mehr als das Reich überhaupt Einnahmen hat.

Zurückziehung der alliierten Truppen? Washington, 7. Jan. Das Kongreßmitglied Britten hat einen Antrag eingebracht, in dem Präsident Harding aufgefordert wird, auf der Abrüstungskonferenz die sofortige Zurückziehung aller alliierten Truppen aus Deutschland zu beantragen. Britten erklärt, daß dadurch jährlich 125 Millionen Dollar erspart werden könnten und Deutschland in die Lage versetzt werden würde, diese Summe zu Reparationszahlungen zu verwenden.

II. Das Gold der Reichsbank. Aus Kreisen der Reichsbank wird mitgeteilt, daß mit der Reichsregierung Verhandlungen über die Auslieferung des Goldbestandes der Reichsbank zu Reparationszwecken niemals stattgefunden haben.

Der Eisenbahnetat für 1922. Die E. U. ist in der Lage, ausführliche Mitteilungen aus dem Eisenbahnetat für das Jahr 1922 zu machen. Der Haushalt der deutschen Reichsbahn für das Rechnungsjahr 1922 schließt den ordentlichen Haushalt bei den fortwährenden Ausgaben mit 65 968 628 000 Mark und in den Einnahmen mit derselben Summe ab. Der Zuschuß beim ordentlichen Haushalt der 1921 (samt den Nachtragseinsparungen) noch 10 835 013 900 Mark betragen hat, ist also vollständig entfallen; der Etat balanciert. Im außerordentlichen Haushalt sind vorgesehen an Ausgaben 6 789 259 000 Mark, an Einnahmen 6 500 000 Mk., so daß also ein Zuschuß erforderlich ist. Das Reichsverkehrsministerium will mit Nachdruck versuchen, das nun festgestellte Gleichgewicht im ordentlichen Haushalt zu erhalten. Zu diesem Zweck soll den Folgen einer weiteren Geldentwertung durch jeweils sofortige Anpassung der Tarife begegnet werden. Im übrigen soll durch Gefälligkeit und durch weitere Ausdehnung der Sparmassnahmen der Verwaltung die Betriebsführung wirtschaftlicher gestaltet werden. Die Wirkung der Sparmassnahmen könne jedoch nur allmählich in Erscheinung treten. Ihre Ergebnisse werden bei der künftigen Tarifgestaltung berücksichtigt werden.

Reformen bei der Post. Vor einiger Zeit hat der Reichspostminister Kluge darüber geführt, daß die Krankmeldungen von Beamten einen übermäßigen Umfang angenommen haben. Infolgedessen hat jetzt die Postverwaltung bestimmt, daß fortan wegen Krankheit dienstunfähige Beamte auf Verlangen über die Notwendigkeit ihres Fernbleibens vom Dienste ein ärztliches Zeugnis binnen 48 Stunden nach ihrem Dienstausschritt vorzulegen haben. Sofortige Befreiung dieses Zeugnisses kann verlangt werden, wenn dies beim Vorliegen besonderer Umstände in Einzelfällen geboten erscheint. Man hofft, mit dieser Abänderung der Dienstvorschriften das für Vertretungszwecke bisher erforderliche Stützpersonal wesentlich verringern zu können.

Postkontrolle durch die Kommunisten. Der „Berliner Lokalanzeiger“ veröffentlicht ein Rundschreiben der kommunistischen Zentrale, das ihm von einem zuverlässigen Gewährsmann überreicht sein soll und ungefähr folgenden Inhalt hat:

„In der letzten Zeit wäre in vielen Bezirken im Überwachungsamt das Zusammenarbeiten mit den Briefträgern mit Erfolg aufgenommen worden. Die Verbindungen zu den unteren Postbeamten sind zweifellos. In Berlin und in mehreren anderen Städten Mitteldeutschlands wurde mit den unter A-Kontrolle stehenden Postbeamten verfahren: Der zukünftige Briefträger hält die jeweiligen Postfächer eine bestimmte Zeit zurück. In der Zwischenzeit muß die Kontrolle stattgefunden haben und die Post wieder dem Postbeamten zurückgestellt worden sein. Unter der A-Kontrolle stehen eine ganze Reihe politischer Persönlichkeiten, die in einer Liste zusammengestellt und ständig über-

Erzieherin engagieren, dazu bist du zu elegant und zu vornehm.“

„Ich will Edith um Rat fragen, sie ist klug und kennt das Leben.“

„Versprich mir wenigstens, den Baron nicht endgültig abzuweisen, wenn er morgen kommen sollte,“ unterbrach sie Beate hastig.

Man fragte nach den Damen, und Jrmgard konnte der Tante nur noch flüchtig zunichten, dann mußte sie sich entschließen, in den Lichtkreis der Lampe zu treten.

Alle mußten bemerken, daß ihr etwas ganz Besonderes begegnet war, sie lag blaß und leidend aus, Edith sowohl, wie Erich erkannten, daß eine seelische Erschütterung schuld an diesem Aussehen war.

Edith begrüßte sie mit allen Zeichen einer großen Freude, Erich harmlos und treuherzig, Jrmgard erkannte sofort, daß er überwunden hatte.

Das erleichterte ihr Herz, und sie lächelte herzlich und selbstvergessen, was sie halbseitig denn je erscheinen ließ.

Man verbrachte einen sehr angenehmen Abend, nur Julie wurde von einer unbefriedigenden Neugier geplagt.

Erich gab Fräulein Howald später das Geleit, verabschiedete sich aber auch gleichzeitig von seinen Damen, da er folglich in sein Hotel gehen wollte.

Beate war glücklich über Erichs frisches Aussehen, sie hatte gefürchtet, daß er an seiner Liebe zugrunde gehen werde.

„Jugend von heute,“ dachte sie, „ich habe geliebt bis über das Grab hinaus, dergleichen kommt jetzt wohl nicht mehr vor, und es ist auch gut so.“

Am nächsten Vormittag sollte Julies Neugierde befriedigt werden. Zur Besichtigung hielt der Wagen des Barons unten, ein Diener eilte voraus, um ihn zu melden, und ihm auf dem Fuße folgte Liebenau, so elastisch und ungebügend wie ein angeheuer Bräutigam. Das köstliche Buffet, welches er mitbrachte, war noch von einer rosa Seidenhülle umschlossen.

Die Komtesse empfing den Baron. Er wiederholte seine Werbung mit herzlichem, ein wenig humoristisch gefärbtem Worten, und Beate drückte ihm, vor Freude und Rührung fast meidend, wieder und wieder die Hand.

„Ich bin so glücklich über diese Wendung,“ sagte sie, „Jrmgard wird ganz gewiß Ihre Werbung annehmen, Herr Baron, nur ein wenig Zeit lassen Sie ihr noch, sich in das Neue, das sie berauscht und verwirrt, hineinzufinden. Jrmgard denkt in ihrer großen Bescheidenheit nur an ihre Armut, ihr Unglück, ohne ihre lebenswerte Persönlichkeit in Betracht zu ziehen. Aber sie schätzt in Ihnen den besten Freund und einen wahrhaft guten Menschen, und wenn sie ihre törichten Bedenken überwunden, wird sie über dieselben lachen und eine strahlende Braut sein.“

Der Baron war ein wenig enttäuscht, er mochte geglaubt haben, heute schon den Verlobungsring an Jrmgards Finger stecken zu können, aber Beates kluge und verständige Bertröstungen schienen seine Ungeduld zu beschwichtigen.

wacht werden.“ Die zweite Art der Postkontrolle besteht darin, daß man die Angehörigen und das Hauspersonal, besonders diejenigen, die als Postkäufer sich betätigen, zu gewöhnen sucht. Das Rundschreiben schließt dann mit der Aufforderung, daß gerade unter den unteren Beamten und Hilfskräften der Behörden doppelt intensives Werbedebl getrieben werden müsse.

Das Dokument zeigt, wie weit der kommunistische Spionagedienst geht. Es ist zu hoffen, daß die zukünftigen politischen Infanzen diesen unterirdischen Beziehungen der Kommunisten etwas genauer nachgehen.

Systematische Regelung der Beamtengehälter? Für die bevorstehenden Verhandlungen über die neue Regelung der Beamtengehälter hat der Reichsbund höherer Beamter Vorschläge ausgearbeitet, die die gesamte Beamtenbevolkerung auf eine neue Grundlage stellen sollen. An Stelle der bisherigen Einkommensskala ist die Regelung der verschiedenen Gruppen, die immer wieder Anlaß zu Streitigkeiten zwischen den einzelnen Beamtenkategorien gegeben hat, wird hier ein System aufgestellt, das auf der Grundlage des Einkommensminimums einen prozentual gleichmäßig gestaffelten Aufbau aller Berufsgruppen vorsieht. Der Vorschlag will unter voller Anerkennung der Notlage, besonders der unteren Berufsgruppen, den Gedanken eines gerechten sozialen Ausgleichs zwischen den verschiedenen Berufsständen ein tüchtiges und leistungsfähiges Berufsbeamtenamt auch in den letzten Stellen zu erhalten.

Dollar: 7. Januar 185 Mark.

Der Generalbevollmächtigte Kaiser Wilhelms. Wirkl. Geheimrat Rat v. Verg. bittet die Telegraphen-Union um die Verbreitung folgender Mitteilung: Die in der letzten Zeit aus der ausländischen Presse von deutschen Klättern übernommenen Gerüchte über eine beabsichtigte Wiedervermählung Kaiser Wilhelms II. sind vollkommen aus der Luft gegriffen.

Der Fall Decia.

Die Londoner Monatszeitschrift „The Worlds Work“ veröffentlichte Auszüge aus dem noch nicht erschienenen Buch: „Leben und Briefe des Walter S. Page.“ Das Buch Pages, der, wie alle andern Politiker und Feldherren, seine Memoiren schreiben mußte, zeigt deutlich, daß dieser Mann, der die Vereinigten Staaten während des Krieges in London vertrat, in erster Linie der Mann war, der Wilsons ursprünglichen allerdings immer schwächer werdenden Willen zur Neutralität ins Gegenteil verkehrte, und der alle Versuch: Byrnes und Barings, England in seiner Blockade an des Völkerrechts zu binden, zunichte machte. Sollte Page in dieser Beziehung amerikanische Politik englische Politik getrieben, so wäre Deutschland nie gezwungen gewesen, zum unbeschränkten U-Boot-Krieg überzugehen, und die Friedenspartei in den Vereinigten Staaten wäre stark genug geblieben, ihr Band außerhalb des Krieges zu halten, und dann der Welt zur rechten Zeit zu einem wahren Frieden zu helfen. Wie greifen nur die Erinnerungen Pages an den Fall „Decia“ heraus, der grell genug die anglophile Politik Amerikas vor seinem Eintritt in den Weltkrieg brandmarkt. Ein amerikanischer Bürger hatte das schiffbare Dampfschiff „Decia“ gekauft und in Absprache mit einem amerikanischen Schiff, das der Kongreß zu Kriegsbeginn verabschiedet hatte, unter die amerikanische Flagge gestellt. Als er darauf die Fahrt angetreten, dieses Schiff mit Baumwolle, die damals noch keine Konterbande war, nach einem deutschen Hafen zu schicken, erklärte der britische Vizekonsul in Washington sofort, seine Regierung werde dieses Schiff wegnehmen lassen, wenn es nach einem deutschen Hafen zu fahren wäge. Aber diese anmaßende Haltung flammte die öffentliche Meinung Amerikas auf, und die Regierung gab dem Schiff trotz der Drohung die nötige Erlaubnis zur Fahrt nach Hamburg. Page erkannte sofort, daß eine englische Beschlagnahme unter diesen Umständen eine höchst gefährliche Sache wäre, während die amerikanische öffentliche Meinung in ihrem Haß für Frankreich und Frankreich ruhig hinnehmen würde, was sie von England nie dulden würde, und nun spielte sich zwischen den Mächten folgende Szene ab:

„Haben Sie je von der britischen Flotte gehört, Sir Edward?“ frag Page.

„Gern bejahe, obwohl ihm die Frage recht merkwürdig vorkam.“

Jrmgard hatte sich durch Beate entschuldigen lassen und blieb heute unsichtbar. Julie aber überraschte die Komtesse und ihren Gast, als sie eilig die Verlobungsfeier besprachen.

Beate stellte Frau Regold vor und mußte sich wohl oder übel zu einer Erklärung bequemen. Sie ging darin ein wenig zu weit und stellte es so dar, als ob Jrmgard den Antrag des Barons angenommen und heimlich verlobt sei.

Die Komtesse bat Julie, Jrmgard nicht zu beglückwünschen. Das Kind sei noch so tief durch seine Trauer bedrückt, daß es seine Verlobung als ein Unrecht gegen den armen Papa betrachte.

Frau Regold hörte aufmerksam zu und beglückwünschte den Baron in ihrer kühlen, oberflächlichen Weise.

„Eine prächtige Erscheinung,“ dachte er, „aber diese schönen, hochmütigen Weiber haben den Teufel in sich. Regold muß wahrhaftig gewesen sein, als er das herzlose Geschöpf bei tete.“

„Da gibt es also denn doch eine Hochzeit?“ spottete Julie, und als sie eine direkte Antwort nicht erhielt, fuhr sie fort:

„Die Regolds sind eigentlich seltsame Menschen. Der Papa heiratete mich, eine blutjunge Frau, und seine Tochter liebt — pardon, besser Baron — das graue Haar.“

Der Baron zuckte nur zusammen, die Komtesse aber sagte herzlich:

„Dieses schöne, graue Haar wird Jrmgard oft genug streicheln, denn es gehört demjenigen, welchem sie in Zukunft alles zu danken hat, den Schutz gegen feindselige Elemente und ein angenehmes, durch treue Fürsorge verdientes Leben.“

„Das waren gute Worte,“ sagte Liebenau warm, „so wie ich Jrmgard beurteile, wird sie meinen Lebensabend durch ihr sonniges Gemüt erhellen, und mehr beanpruche ich nicht.“ Doch nun möchte ich einen Ausflug in Vorfrühling bringen. Dieser Tag soll festlich begangen werden. Wir fahren alle nach dem Fortstause hinaus, ich gestatte mir, zu Kaffee und Kuchen und zum Abendessen einzuladen. Sofern Sie, meine Komtesse, noch die Teilnahme von Bekannten an der Partie wünschen, haben Sie die Güte, einzuladen zu lassen, ich überlasse alles Ihnen.“

„Gewiß,“ nickte Beate, „ich möchte, daß Fräulein Howald mitkommt. Auch mein Neffe, Dr. von Sassen, würde sich gewiß gern beteiligen. Er ist augenblicklich ausgegangen, sonst würde er sich schon die Karte gegeben haben, Sie, Herr Baron, zu begrüßen.“

Liebenau äußerte seine Freude darüber, daß er am Nachmittag einen Kreis fröhlicher Menschen um sich versammeln dürfe, und versprach, folglich einen bestimmten Wagen hinauszufahren, welcher die Gäste abholen sollte. Da eine wunderbare Schneescheibe war, so mußten auch zwei Schlitten bestellt und in aller Eile noch die verschiedensten Vorbereitungen getroffen werden.

Der Baron wollte sich jetzt empfehlen, aber Beate bat ihn, noch eine Erfrischung zu nehmen. Sie ließ Wein und Gebäck auftragen und forderte auch Julie zum Bleiben auf.

Die junge Frau nippte nur an ihrem Glase, aber sie hatte plötzlich auf und war von einer hinreißenden Liebens-

„Ja,“ fuhr Page nachdenklich fort, „wir alle haben von der britischen Flotte gehört. Vielleicht haben wir auch von ihr gehört. Nehmen Sie nicht, daß sie etwas zuviel Reklame habe?“ Der britische Staatssekretär sah den Vizekonsul mit einem Blick an, wie wenn er zweifelte, ob er recht bei Troste sei.

„Haben Sie aber je von der französischen Flotte gehört?“ fuhr der Amerikaner fort. „Frankreich hat doch auch eine Flotte, soviel ich weiß.“ Grey kamme zu.

„Nehmen Sie nicht, die französische Flotte sollte etwas Reklame erhalten?“

„Ja um Gottes Willen, wo wollen Sie denn hinaus?“ „Nun,“ sagte Page, „da ist die Decia.“ Warum lassen Sie nicht die französische Flotte sie kapern und so etwas Reklame erhalten?“

Ein Schelm zog sofort über Greys Gesicht. „Ja,“ sagte er, „wir könnten auch die belgische königliche Flotte kapern lassen.“

Dieser Witz Pages war eine der großen Inspirationen des Krieges. Sie war ein wahrer Geniestreich.

Deutschlands Ernte 1921.

WW. Das Reichliche Reichsamt veröffentlichte heute die Ergebnisse der Novemberernteermittlung 1921, die ein abgeschlossenes Bild von dem Erntefall im Jahre 1921 geben. Zwar hatte bereits die Augusterhebung, die gleichfalls auf Grund der von den Statistiken der Reichsämter gelieferten Unterlagen zusammengefaßt war, einen ungefähren Überblick über die Größe der Getreideernte gegeben; aber die damaligen Mitteilungen der Reichsämter stützten sich ausschließlich auf Schätzungen, während jetzt auch die tatsächlichen Durchschnittsergebnisse berücksichtigt werden konnten. Außerdem sind jetzt auch die Nachschüsse und Nachschätzungen (Klee, Luzerne) einbezogen. Wieviel mit aufgeführt, aber welche sich in August naturgemäß Angaben noch nicht machen ließen.

Man wird wohl von einigen Seiten behauptet, daß unter den obwaltenden Verhältnissen diese statistischen Angaben noch weniger als in der Vorjahreszeit Anspruch auf Genauigkeit erheben könnten, weil die Landwirte, gewirgt durch die unter der Zwangswirtschaft gemachten Erfahrungen, gar zu sehr geneigt seien, möglichst niedrige Angaben zu machen; insofern gäbe die in den letzten Jahren aufgenommenen Landwirtschaftsstatistiken ein ganz falsches Bild, denn sie übertrieben den Rückgang der landwirtschaftlichen Produktion. Demgegenüber ist aber darauf hinzuweisen, daß die statistischen Ämter — wie oben bemerkt — die Unterlagen nicht auf Grund einer Einzelbefragung sämtlicher Landwirte gewinnen, sondern daß ihnen dieselben von einer großen Zahl von Vertrauensleuten zugehandelt werden. Da diese Vertrauensleute über die Verhältnisse in den ihnen zugewiesenen Bezirken einen Gesamtüberblick gemäß ihren eigenen Erfahrungen erhalten, können auf Grund dieses Materials irgendwelche wirtschaftliche Maßnahmen gegen einzelne Landwirte niemals ergriffen werden — ganz abgesehen davon, daß die Zwangswirtschaft ja ziemlich reiflos beiseite ist. Die Befürchtung, daß die Angaben für diese Erhebungen absichtlich zu niedrig gehalten seien, ist also unbegründet; die Fehlergrenze ist nicht größer, als sie im allgemeinen bei der Landwirtschaftsstatistik, die sich in hervorragendem Maße auf Schätzungen stützen muß, zu sein pflegt.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu beweisen, daß die letzten Zahlen mit denen der Vorjahreszeit wohl vergleichbar sind. Als weiterer Gesichtspunkt ist dann aber noch die Verteilung des Reichsgebietes infolge des Verfalls der Ernte zu berücksichtigen. Hier ist es nun von besonderer Bedeutung, daß das Reichliche Reichsamt die in den Jahren 1913 und 1920 für das letzte Reichsgebiet erhobenen Zahlen neuerdings besonders zusammengestellt hat. Hierdurch ist ein klarer Einblick in die Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktion während der letzten Jahre ermöglicht worden. — Im Nachfolgenden sind die wichtigsten der vom Reichlichen Reichsamt veröffentlichten Zahlen ausgewählt und berechnet. Insbesondere sind auch einige charakteristische Zahlen von 1913 gleich 100 gesetzt und dann die entsprechenden Angaben von 1921

würdigkeit. Jetzt verstand man es erst, wie es möglich gewesen war, daß der besessene Bantier diese seltsame Heirat geschlossen hatte. Wie Julie sich heute gab, in harmloser Fröhlichkeit alle zum Lachen zwingend, ohne jemals scharf und anzüglich zu werden, da mußte man sie gern haben, sie strahlte Wärme und Sonnenglanz aus.

Sie mußte recht wohl, daß es in der Hauptsache darauf ankam, Beate für sich zu gewinnen, und so konzentrierte sich all ihre Aufmerksamkeit auf das Schloßfräulein.

Sie trank ihr zu, flüsterte scherzend mit ihr, um dann auch wieder dem Baron eine kleine Auszeichnung zu erwirken.

Als Liebenau sich verabschiedete, war er aufgeregt und seine harmonische Stimmung verlogen. Etwas wie ein Konflikt von ihm.

Aber später überkam ihn doch wieder die weiße Ruhe des vorgerückten Alters. „Es ist Brillantfeuerwerk,“ dachte er, „das schnell verflucht.“

Julie befiel auch, als die Damen allein waren, ihre köstliche Laune bei. Sie überwand Beates stolze Reserve, so sehr diese sich auch wehrte.

„Kind,“ sagte die Komtesse zu Jrmgard, als man sich zu der Ansicht rüstete, „ein wenig Freundlichkeit könnte die Liebenau wohl zeigen, man möchte sonst zu dem Glauben kommen, seine Stiefmutter sei die Braut; sie hat ihren guten Tag heute und den Baron sowohl wie mich vollständig bezaubert.“

Jrmgard sah trübe vor sich hin. Ihr war so bange. Sie war die einzige, welche erkannte, daß diese forcierte Fröhlichkeit unnatürlich sei, und daß ihre Stiefmutter einen bestimmten Plan damit verfolgte.

„Ich werde dem Baron noch heute sagen, daß ich ihm nicht angehören kann, Tante, dieses Verlobungsstück hat er nicht um mich verdient.“

„Das gebe ich nicht zu. Ein paar Tage wartest du unbedingt noch, Kind,“ fuhr Beate gleichsam beschwörend fort, „überlebe wenigstens nichts. Kommt es dir denn gar nicht zum Bewußtsein, wie schwer du dich an dir selbst verhängst?“

„Das Brot am fremden Tisch schmeckt bitter, und was wollest du wohl beginnen? Die jungen Mädchen, welche sich ihren Unterhalt erwerben, haben alle eine praktische Erziehung gehabt, die sie auf den späteren Beruf vorbereitete.“ Solange ich atme, bist du wohlgeboren, aber wenn ich eines Tages die Augen schließe — für immer — dann bist du ganz verlassen.“

„Du sprichst nur aus, liebe Tante, was ich mir selbst schon vorgehe, es kann mich aber in dem Entschluß, mich in irgendeinem Fach zur Selbstständigkeit auszubilden, nicht wankend machen. Die kleine Summe, welche ich dazu brauche, stellst du mir doch wohl leihweise zur Verfügung.“

Fortsetzung folgt.

darauf bezog
gewaltige W
über der W
klar vor Aug
Genstände
in 1000 ha
1921 gegenüb
Erntemenge i
in 1000 t
1921 gegenüb
Sektorentrag
in t
1921 gegenüb
Diese S
sichtigen Gr
sowohl eine
berung des
beiden Fakto
der letzten S
Sonderstellun
aber auch die
ertrag nicht
eine Seileger
von der Stat
Pflanzen hab
aufzuweisen.
noch fast 9%
schlechterer
Steigerung d
wichtigsten A
Der
sichtigt am 1
über Döf
in Melschde
Heinemann a
und solche, d
zu ein. We
manch erfreu
zu verzeichnen
andere Kreise
um so dankba
den Züchtern
Mittel und U
mehrten. Um
halten, berau
für Melschde
und zwar an
Heinemann a
zweckentsprech
sich, soll das
der Teilnehm
recht viele die
Wort gilt: „
sein, er bring
Die
Gemeinden d
Januar 1922
trotz des Bar
so wird diese
moralischen U
Monaten sch
digen Stelle
gewisser hab
Sätze oder
bank gend
Rückblick auf
forderns le
Reichsbank,
rums, sehr z
gelbaussage
die Gemein
und insbeson
bedeutungsvo
größtenteils
teil an den
geld-Sammel
Herausgeber
entwerfen, o
Bänbler, die
lagen interess
einheimisch
Ertrag, der
und fließ, w
A Gr
von neuem
verbeßr die
nicht mehr
Postkarten u
Nachgebühr
Brief fehlend
1. Januar an
Auslandverke
Die
Variants Al
von 2 bis 4
7 Uhr, im
den 19. Jan
Förde, von
Dienstlag, de
büchardhof in
in allen Trag
verfügbare
gleich betref
Mietrecht und
Bestimmu
im Bahnhof

haben von...
gewaltige...
über der...
klar vor...
geföhrt?
eine Stelle,
die etwas
hinaus?
um lassen
etwas Re-

	Getreide (Weizen, Roggen, Gerste)	Commer- gerste	Safer	Kartoffeln	Rauhfutter (Silber, Luzerne, Wicken)
Erntefläche					
in 1000 ha	1921 5857 1920 5819 1913 7208	1136 1194 1381	3162 3213 3925	2647 2422 2802	7700 7665 7173
1921 gegenüber 1913	-19%	-18%	-19%	-6%	+7%
Erntemenge (insgesamt)					
in 1000 t	1921 9940 1920 7361 1913 14613	1939 1793 3040	5005 4826 8619	26151 27877 44019	25455 34952 36868
1921 gegenüber 1913	-32%	-36%	-42%	-41%	-31%
Seklarertrag					
in t	1921 1,70 1920 1,26 1913 2,03	1,71 1,50 2,20	1,58 1,50 2,20	9,88 11,51 15,71	3,31 4,56 5,14
1921 gegenüber 1913	-16%	-22%	-28%	-37%	-36%

Diese Zahlen zeigen deutlich, daß bei den hier berück-
sichtigten Gruppen der wichtigsten landwirtschaftlichen Pflanzen
sowohl eine Verringerung der Erntefläche als auch eine Min-
derung des Seklarertrages festzustellen ist, daß also diese
beiden Faktoren die Ursache für das geringe Gesamtergebnis
der letzten Jahre sind. Nur die Rauhfutterernte nimmt eine
Sonderstellung ein, denn sie hat eine Vergrößerung erfahren;
aber auch diese Vermehrung konnte den Rückgang im Seklar-
ertrag nicht ausgleichen. — Gegen 1920 ist im Jahre 1921
eine Steigerung der Erntemengen zu verzeichnen. Auch die
von der Statistik berücksichtigten Ernteflächen der verschiedenen
Pflanzen haben zusammen 1920 eine Erweiterung um fast 1%
aufzuweisen. Dennoch ist die Gesamternte im Jahre 1921
noch fast 9% kleiner als 1913. — Diese Statistik ist also ein
schlagendes Beweis dafür, wie berechtigt es ist, wenn die
Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion als eine der
wichtigsten Aufgaben der deutschen Wirtschaft bezeichnet wird.

Verchiedenes.

Melchede, den 9. Januar 1912

Der Obstbauverband für Westfalen und Lippe beab-
sichtigt am 12., 13. und 14. Januar einen **Unterichtsausschuss**
über **Obstbaumzucht** und zwar diesmal nicht wie bisher
in Melchede, sondern zu Remblinghausen im Gasthof
Seinemann abhalten zu lassen. Er laßt alle Obstbaumzüchter
und solche, die es werden wollen, freundlichst und dringend da-
zu ein. Wenn auch in unserm Kreise in den letzten Jahren
manch erfreulicher Fortschritt auf dem Gebiete des Obstbaues
zu verzeichnen war, so müssen wir doch zugeben, daß er gegen
andere Kreise z. B. Arnberg im Rückstande geblieben ist. Mit
um so dankbarer Anerkennung ist es darum zu begrüßen, wenn
den Züchtern von Seiten der Behörde Gelegenheit geboten wird,
Mittel und Wege kennen zu lernen, ihre Obstterträge zu ver-
mehrten. Um nun die Kurzustand noch fruchtbarer zu ge-
stalten, beräume die hiesigen Obst- und Gartenbauvereine
für Melchede und Umgebung gleichzeitig eine Versammlung an
und zwar am 13. Januar, nachmittags 5 Uhr, ebenfalls bei
Seinemann zu Remblinghausen. Ein in Aussicht genommener
zweckentsprechender Vortrag, gehalten vom Obbauinspektor Mu-
sfield, soll das durch den Kurus übermittelte Wissen und Können
der Teilnehmer erweitern und vertiefen. Hoffentlich ergreifen
recht viele die gebotene Gelegenheit zu erfahren, wie sehr das
Wort gilt: „Auf jeden Baum pflanzt einen Baum und pflanze
sein, er bringt dir's ein.“

Die **Ausgabe von Notgeld** von Seiten der Städte,
Gemeinden oder öffentlichen Körperschaften ist seit dem 1.
Januar 1922 vom Reichsfinanzministerium untersagt. Wenn
trotz des Verbotes Notgeld irgendwelcher Art hergestellt wird,
so wird dieses, außer der gesetzlichen Bestrafung der verant-
wortlichen Urheber, eingezogen und vernichtet. In den letzten
Monaten schon war, wie wir uns durch Befragen der zustän-
digen Stelle bei der Regierung in Arnberg ausdrücklich ver-
gewissert haben, die Genehmigung der Notgelddausgabe der
Städte oder Gemeinden an eine Bescheinigung der Reichs-
bank geknüpft, daß die Ausgabe solchen Notgeldes mit
Rücksicht auf den Kleingeldmangel ein unbedingtes Er-
fordernis sei; und mit diesen Bescheinigungen war die
Reichsbank, und zwar auf Anweisung des Finanzmini-
sters, sehr zurückhaltend, jedoch laßt alle Anträge wegen Not-
gelddausgabe in der letzten Zeit vergeblich geblieben sind. Wo
die Gemeinden regelmäßig an die Notgelddausgabe herankamen
und insbesondere durch Schaffung origineller oder geschäftlich
bedeutungsvoller Geldschein etwas Besonderes boten, haben sie
größtenteils keinen Schaden davon gehabt. Den größten An-
teil an den Gewinnen, die die rasen um sich greifende Not-
geld-Sammelwut erbringt, haben jedoch nicht so sehr die
Herausgeber des Notgeldes, auch nicht die Künstler, die sie
entwarfen, oder die Drucker, die sie herstellten, sondern die
Händler, die in unternehmungslustiger Voraussicht ganze Auf-
lagen interessanter Scheine erwarben und nun Riesengewinne
einheimsten, während im Verhältnisse zu diesen Geschäften der
Ertrag, der in die überall mitleidenden Gemeindefassen floß
und fließt, weitaus geringer ist.

Die **Größe und Gewicht der Postkarten**. Es wird
von neuem darauf hingewiesen, daß Postkarten im Inland-
verkehr die Größe von 15,7 x 10,7 cm nicht überschreiten und
nicht mehr als 8 g wiegen dürfen. Größere oder schwerere
Postkarten unterliegen der Briefgebühr und werden mit einer
Nachgebühr in Höhe des an der Freigebühr für einen einfachen
Brief fehlenden Betrages belegt. Diese Nachgebühr beträgt vom
1. Januar an z. B. im Fernverkehr 1,50 Mk. Postkarten im
Auslandverkehr dürfen nur 14,9 cm groß sein.

Die **Sprechstunden des Volksvereins-Sekre-
tariats** Altesnundem finden statt: Dienstag, den 17. Januar,
von 2 bis 4 Uhr, im Gasthof Gerwe in Fredeburg, von 5 bis
7 Uhr, im Gasthof Dornseifer in Schmalkenberg; Donnerstag,
den 19. Januar, von 10 bis 12 Uhr, im Gasthof Serres in
Görde, von 2 bis 4 Uhr, im Gasthof Soemer in Elspe;
Dienstag, den 24. Januar, von 2 1/2 bis 4 1/2 Uhr, im Neu-
brückerhof in Finneritrop. Es wird Auskunft und Rat erteilt
in allen Fragen des öffentlichen Rechts, sofern sie die Unfall-
versicherungsgesetze, das Kranken- und Invalidenversicherung-
gesetz betreffen; ferner in Gewerbe-, Geschäft-, Militär-, Steuer-,
Metzrecht und dergl. Angelegenheiten.

Beifzug, 7. Jan. Seit nunmehr zwei Jahren ist man
im Bahnhof mit dem Bau eines Lokomotivschuppens mit Re-

benanlagung beschäftigt; es sind für diese Arbeiten bis jetzt mehr
als 2 1/2 Millionen Mark aufgewendet worden. Die Gesamt-
kosten der Anlage sind auf 4 790 000 Mark veranschlagt. Für
das Rechnungsjahr 1922 müssen noch 2 129 000 Mark bereit-
gestellt werden. — Auf Bahnhof Mülser ist die Verlegung eines
Ueberholungsgleises für die Güterzüge der Hauptstrecke, über
das die Güterzüge aus dem Westen nach Mitteldeutschland ge-
leitet werden sollen, erforderlich. Die Kosten belaufen sich auf
1 785 000 Mark. Auch soll ein zweites Ueberholungsgleis auf
Bahnhof Wellinghausen für 1 531 000 Mark gelegt werden, da
die Strecke den steigenden Verkehrsverhältnissen nicht mehr genügt.

Köln, 7. Jan. Im kirchlichen Anzeiger gibt Kardinal
Dr. Schulte die Wiedererrichtung der Kirche St. Pantaleon zur
katholischen Pfarrkirche bekannt. In der bisherigen Pfarrkirche
der heiligen Jungfrau Maria vom Frieden soll auch weiterhin
Gottesdienst sein. Im Herbst 1920 war ein Streit über den
Besitz des Gotteshauses zwischen der evangelischen Gemeinde
und den katholischen Anhängern entbrannt. Beide glaubten ein
Vorzugsrecht auf die Kirche zu haben. Sie hatte fast 900 Jahre
dem katholischen Kultus gedient. 1819 wurde sie evangelische
Gemeindefirche. Von 1850 bis 1872 war sie Simultankirche,
da der katholische Miklagottesdienst dort abgehalten, aber
eingestellt wurde, als vom Februar 1872 an auch die Mikla-
katholiken die Miklagottesdienste benutzen konnten. Nachdem sie also mehr
oder weniger 100 Jahre evangelischen Zwecken dienbar war,
ist sie jetzt nach der Revolution aus juristischen Erwägungen
wieder dem katholischen Kultus überwiesen worden.

Köln, 7. Jan. (Erziehung zur Rücksichtlosigkeit.) Die
Witwe eines Senatspräsidenten am hiesigen Oberlandesgericht
sah sich durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gezwungen, abzu-
mieten, und gab, wie die hier erscheinende „Hausbesitzerzeitung“
mitzuteilen weiß, ein möbliertes Zimmer an einen etwa 25jäh-
rigen Mann ab. Nachdem dieser einige Zeit gewohnt hatte,
verlor der Arzt der schwer herz- und nervenkranken Witwe
das Untervermieten wegen der damit verbundenen Arbeit und
Aufregung. Sie wies dem Mieter eine andere Wohnung nach,
die dieser nicht nahm. Er klagte vielmehr am Amtsgericht
auf Besetzung, welche die Witwe infolge ärztlicher Anordnung
eingestellt hatte. Ihre Vermögensverhältnisse erlaubten es auch
nicht, für den möblierten jungen Mann ein Dienstmädchen zu
halten. Dennoch fällte das Amtsgericht in Köln folgendes sa-
lamonische Urteil: „Die Beklagte wird verurteilt, dem Kläger
für die Dauer des Mietverhältnisses das Zimmer zu räumen,
das Best zu machen, die Schritte zu putzen, sowie morgens heißes
Wasser und Brot zu liefern.“ Wenn nun die Frau Senats-
präsidentin dem jungen Manne die Schritte nicht putzt, kann er
es durch Geldstrafe oder Haft nach den Bestimmungen der
Z. P. O. dazu anhalten. Daß eine solche Klage überhaupt
angeführt wurde, spricht Bände für die neuzeitliche Erziehung
zur Rücksichtlosigkeit. Dieser Schulungswanzenkläuger, der sich
die Besetzung einer alten Dame erzwingt, ist geradezu ein
Musterbeispiel der neuen Zeit.

Das gefährliche „Stille Nacht, heilige Nacht“. —
Der sozialistische Erziehungsdirektor der Organisation „Kinder-
freunde“ in Österreich hat an seine Ortsgruppen die Anweisung
hinausgegeben, sie sollen das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“
nicht singen, weil es dem Geiste unserer Weihnachtseier nicht
entspricht. So wünschenswert es ist, in Nr. 11 der „Sozialistischen
Erziehung“, dem „Reichsorgan des Arbeitervereins Kinderfreunde“,
„Kinderfreunde“ nennen sich diese Leute, in Wirklichkeit gehören
sie aber zu jener Gattung, von der der Seiland sagt, daß es
ihnen besser wäre, es würde ihnen ein Mühlstein an den Hals
gehängt und sie in die Tiefen des Meeres versenkt.

Ein Valutagebüßtes.

Von einer Reise Vorarlberg-Schweiz wird folgende
Valutagebüßte erzählt: Ein Schweizer Reisender frank im
Speisewagen des Schnellzuges eine Glasche Tiroler Wein zum
Preise von 500 Kronen. Für die leere Glasche erhielt er in der
schweizerischen Bahnhofswirtschaft St. Margarethen 50 Ctm.
oder in österreichischer Währung 700 Kronen. Der Mann hat
also damit, daß er eine Glasche Wein frank, 200 Kronen
verdient.

Die berühmteste Brieftaube der Welt. In Derby
ist kürzlich im Alter von 14 Jahren die berühmte, „König von
Rom“ genannte Brieftaube eingegangen, die im Jahre 1913
durch einen Rekerflug, den sie von Rom nach Derby über eine
Entfernung von rund 1600 Kilometern ausübte, zur Weltbe-
rühmtheit gelangte. Die Taube startete bei dem internationalen
Weißtag in Rom am 29. Juni 1913 und traf am Spätabend
des 29. Juli in Derby ein. Die Leistung war um so bedeutender,
als die atmosphärischen Bedingungen bei dem Weißtag ungünstig
waren. Die in Rom aufgeflossenen Tauben hatten die
Kraft des Mittelmeerischen Meeres in der ersten, 320 Kilometer
umfassenden Etappe erreicht. Nachdem sie weitere 240 Kilo-
meter geflogen waren, stellte sich ihnen als schwerstes Hindernis
die Alpenkette entgegen. Bei dem Versuch, sie zu überqueren
oder zu umfliegen, fand der größte Teil der am Weißtag teil-
nehmenden Tauben den Tod. In Amerika wurden zwar von
Brieftauben wohl größere Flüge ausgeführt, als bei dem „König
von Rom“ 1913 gelungen, doch ist dabei zu berücksichtigen,
daß die amerikanischen Tauben keine Hindernisse wie hohe
Gebirgsketten oder eine 30 Kilometer lange Seestrecke zu über-
winden hatten.

Kann man einen Damenhut karikieren?

Ein großer Karikaturist zeichnete eines Tages die Kari-
atur eines Damenhutes, die so komisch war, daß er fast selbst
darüber lachen mußte. Er legte sie seiner Frau vor, aber bei
dieser, die sie mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete, lächelte
sie auch nicht den Schall eines Lachens aus.

„Gefällt dir die Zeichnung nicht?“ fragte er sie.
„Ob sie mir gefällt!“ rief die junge Frau aus. „Ent-
zückend ist sie! Das ist ja der reizendste, süßeste Hut, den ich
je zu meinem Leben gesehen habe! Warum verschwendest du
nur deine Zeit auf die schrecklichen Karikaturen, wenn du so
vollkommen schöne Sachen zeichnen kannst, wie diesen Hut?“,
Sofort gehe ich zu meiner Nähmaschine, um mir nach diesem
Muster einen neuen Hut herstellen zu lassen!“

Und das tat sie auch.

Es ist eben unmöglich, einen Damenhut zu karikieren.

Sprache

Bearbeitet vom Allg. Deutschen Sprachverein,
Berlin W. 30, Nollendorffstraße 13/14.

Bismarck auf der Suche nach einem Ireffenden Wort.

Es ist oft keine leichte Aufgabe, schwer verständliche Fremd-
wörter durch treffende deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Man

sucht, glaubt endlich das Rechte gefunden zu haben und mag
es doch manchmal wieder verworfen. Aber solche Arbeit im
Dienst der Muttersprache räumen wohl manche die Nase. Sie
nennen solche Bemühungen kleinlich und unbedeutend. Nun,
diese Spötter werden mit einigem Staunen die nächsten Zeilen
lesen, die im Anschluß an die Lebenserinnerungen Christoph
von Tiedemanns zeigen, wie Bismarck um einen guten, klaren
Ausdruck mehrere Tage hindurch geradezu gerungen hat.

In seiner Rede am 18. Februar 1873 wollte er die
Stellung des Deutschen Reiches zu den auf der Balkanhal-
binsel drohenden Verwicklungen einleitend kennzeichnen. Schon
am Anfang des Monats diktierte er Tiedemann auf einem
Spazierritt als Leitfaden für die Rede: „Wir wollen uns in
Europa auf die Stelle des Mittlers in den Wahlverwandtschaften
beschränken.“ Da er aber meinte, daß nicht alle Reichstags-
abgeordneten diese Anspielung verstanden, und da er durchaus
klar reden wollte, so diktierte er seinem Begleiter am folgenden
Tage: „Wir wollen in Europa nur die Rolle eines Maklers
im Proyenellum spielen.“ Am dritten Tage sagte er, der Be-
griff Proyenellum sei nicht jedem geläufig; er wolle lieber sagen
„eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande
bringen wolle.“ Das klinge einfacher und sei allgemein ver-
ständlich. So blieb es denn auch, und der ehrliche Makler ist
zum geläufigen Wort geworden.

Ein lehrreiches Beispiel: Dem großen Bismarck, dem
Manne der Tat, ist es nicht zu gering, trotz großer Arbeitslast
mehrere Tage lang nach einem klaren, allgemeinverständlichen
Wort zu suchen. Aus seiner Werkschmiede der Klarheit der
Sprache könnten viele lernen.

Aus dem weltlichen Biedermeier.

Von Rudolf Schneider, Münster.

Seltam, wie schnell späteren Geschlechtern der Blick trüber
wird: Ein knappes Jahrhundert erst liegt das Biedermeier
hinter uns, und so fern scheint es vielen schon zu liegen,
daß ihnen die Zeit, „als Großvater die Großmutter nahm“,
schon als die „gute, alte Zeit“ erscheint, als eine Zeit harm-
losen Gemüts, sorgloser Fröhlichkeit, zierlich, etwas steif,
etwas prüde und etwas kokett, fromm und gut, durch
und durch glücklich. Und doch! In welche Zeit wir auch hin-
einschauen, jede steckt voller Sorgen, — und wenn sie uns auch
unwichtig vorkommen, so vergessen wir dabei zu leicht, daß
diese Sorgen für jene Menschen sehr wichtig waren und ihnen
anstrengende Stunden bereiteten. So war auch das „Biedermeier“,
wir meinen die Zeit zwischen 1813 und 1848, keine „glückliche“
Zeit. Der Mensch besaß immer nur so viel Glück wahrhaft,
wie er sich jenseits seiner Sorgen in der Seele bewahrte. Müde
nach den Napoleonischen Kriegswirren (und doch größtenteils
voller Bewunderung für die Persönlichkeit Napoleons), stand
jenes Geschlecht, wie heute wir, vor dem Wiederaufbau seines
Staates; hoffnungsvoll erstrebte es ein einiges deutsches Kaiser-
reich, aber eine argwöhnische Regierung fürchtete als das Ube-
rste, was damals mit dem nationalen Gedanken so oft verknüpft
war, und erstickte die Flamme, die die Sehnsucht nach dem
„ganzem Deutschland“ Ernst Moritz Arndts emportrieb, mit
Unterdrückung, mit strenger Zucht und Prezensjur und Gefäng-
nisstrafen. Und so viele andere Sorgen und Kämpfe noch im
Biedermeier! Die Form der Verfassung, die beginnende Indus-
trialisierung der Wirtschaft, die dauernde Verarbeitung der
von Frankreich kommenden liberalen Forderungen (bei der
Revolution von 1830), das schnelle Anwachsen der Städte, die
ungewohnte Unruhe, die die neuegegründete Freizügigkeit mit
sich brachte, späterhin Dampf und Elektrizität, dazu in den
Kämpfen der geistigen Führer das Schwenden eines idealen
Wollens zugunsten nüchternen Erkenntnisarbeit und in der Li-
teratur die zerplitterte Rastlosigkeit nach dem Zusammenbruch
der Romantik, — das alles, bis hin zur Revolution von 1848,
ist der dunkle Boden, den wir heute so gern vergessen, — und
diese Art, aus der Vergangenheit persönlichen Gewinn zu ziehen,
etwas in ihr zu lassen, woran man sich rein begeistern und
bereichern kann, darf sich ja sogar auf Goethe berufen.

Wir aber wollen uns der roten Erde zuwenden und
einmal zusehen: wie haben damals die Menschen, die unsere
Städte bewohnten, gelebt, und wovon waren sie seelisch
ergriffen?

Westfalen, dieses bunte Gemisch geistlicher und weltlicher
Herrschaften, von zwei Volksstämmen, Sachsen und Franken,
bewohnt, konfessionell zerplittert, wie wenige andere Teile un-
seres Vaterlandes, zumal wegen des schon früher stark ver-
breiteten Sektensystems, Westfalen war gerade damals erst, 1814
im Wiener Kongreß, zu der politischen Einheit geworden, die
es heute noch ist, und nun waren die verschiedenen Landes-
teile, das stolze und milde Regiment gewohnte Münsterland,
das arme Bistum Paderborn, die industriereiche und freu-
preussische Grafschaft Mark und die andern Ländchen alle in
dem Zustande des Sichkennenerlernens, des Verschmelzens be-
griffen, ein Prozeß, den die preussische Beamtenschaft — wild-
fremde ostelbische Beamte oft — mitunter recht unart beschleu-
nigte; kein Wunder, daß dieser Prozeß nicht ohne Reibungen
abging; die Münsterländer Frauen in Sonderheit, wird be-
richtet, hatten große Angst vor der preussischen Konfession;
sie waren es nicht gewohnt, ihre Söhne fürs Militär herzu-
geben. Wirtschaftsleben und Verkehrsweisen Westfalens hob sich
in dieser Periode bedeutend. Früher war Westfalen in ganz
Deutschland berüchtigt gewesen wegen der Landstraßen, auf denen
man im Schmutz versank; der Oberpräsident von Vincke zog es
um 1800 noch vor, zur letzten Tagung des Clevisch-Märkischen
Landtages zu Fuß von Münster nach Hamm zu gehen, weil
das weniger anstrengte, als eine Wagenfahrt auf der teils ver-
schlammten, teils mit Knüppeln belegten Landstraße. Nach 1813
wurde das bedeutend besser. Und wie sah es wirtschaftlich aus?
Da, wo heute die Schöte des Industriebetriebs rauchen, von
Dortmund bis herunter nach Wesel, war zwar damals der
„berufene Repräsentant des industriellen Westfalens“, und dann
im Wuppertale, im rheinischen Elberfeld und Barmen, war da-
mal auch schon die Welt der Industrie. In Westfalen aber über-
wog durchaus der Landbau. Das Landschaftsbild war so: über die
weiten, im Münsterlande noch oft unbedauten, heidemaßigen
Flächen spannte sich das Netz der Dörfer und Einzelgehöfte,
Bauernschaften und Wiegehöfe, und klein nur war sowohl die
Zahl wie die Größe der vorhandenen Städte. Die „Stadt“
hing damals ganz anders als heute mit dem Umlande und
Stadterlände zusammen; heute ist doch die große Stadt oft eine
ziemlich vom übrigen Lande losgelöste Menschenanhäufung, so-
zusagen ein wurzelloses, aus der Landschaft gelöstes Gebilde,
das seinen eigenen Bedürfnissen zuliebe lebt; damals aber hing
sie eng mit all den Wechern und Weiden, den Förstern und
Bauern zusammen; sie war sozusagen der Knotenpunkt der ein-
zelnen Lebensfäden und versammelte darum alles in sich, was
dem Umlande diente: Verwaltung, Handel, Bildungsfaktoren;

